

Andrea Albrecht
Interdilettantismus

Zum Ethos wissenschaftlicher Grenzgänge und zur
Geltungskultur interdisziplinärer Arbeit

»Was war eigentlich Interdisziplinarität und was ist aus ihr geworden?«,¹ fragt der Hamburger Literaturwissenschaftler Hans-Harald Müller in einem 2018 erschienenen Forschungsband zur *Interdisziplinarität und Disziplinenkonfiguration der Germanistik*. Eine Antwort auf die Frage bleibt Müller zwar explizit und intendiert schuldig, mahnt aber eine Reihe von empirischen Untersuchungen an, ohne die sich die gestellte Frage nicht beantworten ließe.² Seit den 1960er Jahren auf der forschungspolitischen Agenda, hat sich ›Interdisziplinarität‹ als *label* innovativer Forschung inzwischen so fest in die Geltungskultur der *humanities* eingeschrieben, dass bis heute kaum ein geisteswissenschaftlicher Antrag ohne das Versprechen inter- oder auch transdisziplinärer Grenzüberschreitungen auskommt. Wer Akzeptanz und Anerkennung – und in diesem Sinne: Geltung – für seine Forschungsvorhaben erlangen will, bedarf vorzeigbarer interdisziplinärer Kooperationen. Dennoch scheint sich deren Konjunktur, wie der die Worthäufigkeit im deutschen Google Books-Korpus messende *ngram*-Graph zeigt (Abb. 1), in den letzten Jahren etwas abgekühlt zu haben. Interdisziplinarität steht jedenfalls nun einem historisierenden und auch kriti-

* Diesem Aufsatz sind Vorträge und inspirierende Diskussionen zum ›Interdilettantismus‹ vorausgegangen, im September 2013 auf der UBIAS-Konferenz »Scientific and Academic Knowledge« in Vancouver (<https://www.frias.uni-freiburg.de/de/aktuelles/mitteilungen-aktuell/ubias-vancouver> [30.05.2022]), im Oktober 2013 bei einem FRIAS-Rundgespräch (vgl. Marcus Willand: »Zukünfte der Literaturwissenschaft [FRIAS-Rundgespräch in Freiburg v. 17.–19.10.2013]«, in: *Zeitschrift Für Germanistik* 24.2 (2014), S. 375–377) und schließlich im Mai 2019 im Einstein-Forum Potsdam (<https://www.einsteinforum.de/veranstaltungen/interdilettantismus-zum-ethos-wissenschaftlicher-grenzgange/> [30.05.2022]). In Potsdam ist dann gemeinsam mit Franziska Bomski die Idee für die Tagung »Grabenkämpfe und Brückenschläge. Interdisziplinarität in der Praxis« im Mai 2021 entstanden. Für die zahlreichen Anregungen von Franziska und vielen anderen bin ich ausgesprochen dankbar.

1 Hans-Harald Müller: »Was war eigentlich Interdisziplinarität und was ist aus ihr geworden?«, in: *Interdisziplinarität und Disziplinenkonfiguration: Germanistik 1750–1920*, hg. v. Hans-Harald Müller und Marcel Lepper. Stuttgart 2018, S. 9–19.

2 Ebd., S. 16.

schen Zugriff offen.³ Beides lässt sich allerdings bereits früher beobachten: »Der Glanz des Begriffs« Interdisziplinarität sei »ein bißchen verblaßt«,⁴ konstatierte Jürgen Kocka schon im Jahr 1987 und wagte den Blick auf die mutmaßlich bereits zurückliegende Hoch-Zeit des *Zentrums für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld* (ZiF). Doch man kann noch viel weiter in der Wissenschaftsgeschichte zurückgreifen, denn »[e]rnüchterte[] Bestandsaufnahmen«⁵ zur Effektivität interdisziplinärer Forschung hat es gegeben, lange bevor in den 1940er Jahren der Ausdruck *interdisciplinarity* in den USA und gut ein Jahrzehnt später auch im deutschsprachigen Raum populär wurde. Mutmaßlich ist der Prozess der Entstehung und Ausdifferenzierung moderner Disziplinen von Beginn an von Auseinandersetzungen um Sinn und Unsinn disziplinärer Grenzen und damit auch von Sinn und Unsinn disziplinärer Grenzübertritte begleitet.⁶

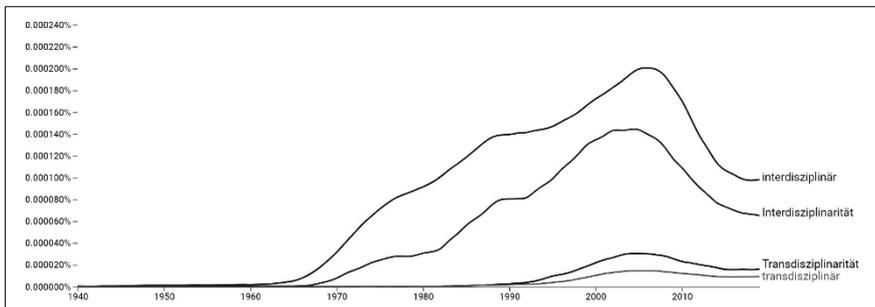


Abb. 1: Google Books Ngram-Viewer, Korpus German (Juni 2022), <http://books.google.com/ngrams>.

Mein Beitrag liefert keine der von Hans-Harald Müller geforderten empirischen Studien und versucht auch nicht, das Konzept wissenschaftlicher Interdisziplinarität erneut zu retten oder zu verdammen. Es geht mir stattdessen um einige Beobachtungen zum Wissenschaftsethos interdisziplinärer Arbeit, wie sie derzeit vor allem in den USA wieder verstärkt unter dem Label ›Ethics of collaboration‹, bei uns unter dem Rubrum ›Regeln guter wissenschaftlicher Praxis‹ disku-

³ Vgl. u. a. Susanne Schregel: »Interdisziplinarität im Entwurf. Zur Geschichte einer Denkform des Erkennens in der Bundesrepublik (1955–1975)«, in: *NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 24.1 (2016), S. 1–37.

⁴ Jürgen Kocka: »Einleitung«, in: *Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie*, hg. v. Jürgen Kocka. Frankfurt a. M. 1987, S. 7–14, hier S. 8.

⁵ Müller: »Was war eigentlich Interdisziplinarität«, S. 9–19.

⁶ Vgl. ebd., S. 10f.

tiert werden.⁷ Den Ausgangspunkt meiner Überlegungen bildet die erwähnte Beobachtung, dass die Diskussionen um wissenschaftsethische Fragen, um Normen und Normverletzungen in der interdisziplinären Grenzarbeit bereits während der Konstituierungsphase moderner wissenschaftlicher Disziplinen, also im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, ausgesprochen intensiv geführt wurden, mithin kein Novum darstellen, sondern fester Bestandteil einer modernen, ausdifferenzierten epistemischen Geltungskultur sind. Unter ›Geltungskultur‹⁸ verstehe ich dabei historisch und lokal situierte Konstellationen, in denen epistemische Akteure mit bestimmten Praktiken und Medien individuell oder auch kollektiv um Geltung, also um die von der ›Wahrheit‹ und der (logischen oder empirischen) ›Gültigkeit‹ ihrer Erkenntnisse relativ unabhängige Validierung und Valorisierung von Wissensansprüchen ringen. Während unter dem Begriff der ›Wissenskultur‹ in den letzten Jahrzehnten die Historisierung, Sozialisierung und Kulturalisierung unseres Konzepts von ›Wissen‹ (im Unterschied zum traditionell normativ angelegten Konzept der ›wahren, gerechtfertigten Meinung‹) vorangetrieben wurde,⁹ legt der Begriff der Geltungskultur den Akzent auf die empirische Seite der Durchsetzung und Behauptung von Wissensansprüchen.¹⁰ Interdilettantismus, so eine These meines Aufsatzes, ist ein wissenschaftsethisch problematischer Effekt des interdisziplinären Kampfs um epistemische Geltung und Anerkennung.

Die folgenden Überlegungen gliedern sich in einen historischen und einen aktuellen Teil: Nach einer begriffs- und ideenhistorischen Annäherung an das,

7 Vgl. etwa Anne Balsamo und Carl Mitcham: »Interdisciplinarity in Ethics and the Ethics of Interdisciplinarity«, in: *The Oxford Handbook of Interdisciplinarity*, hg. v. Robert Frodeman, Julie Thompson Klein und Carl Mitcham. Oxford, New York 2010, S. 206–219; Corinne Delkeskamp: »Interdisciplinarity: A Critical Appraisal«, in: *Knowledge, Value, and Belief. Vol. II: Of the Foundations of Ethics and its Relationship to Science*, hg. v. H. Tristram Engelhardt, Jr. und Daniel Callahan. Hastings-on-Hudson 1977, S. 324–354.

8 Vgl. Werner Gephart und Raja Sakrani: »›Recht‹ und ›Geltungskultur‹. Zur Präsenz islamischen Rechts in Deutschland und Frankreich«, in: *Rechtsanalyse als Kulturforschung*, hg. v. Werner Gephart. Frankfurt a. M. 2012, S. 103–137.

9 Vgl. u. a. Karin Knorr-Cetina: *Epistemic Cultures: How the Sciences Make Knowledge*. Cambridge 1999; *Wissenskulturen. Über die Erzeugung und Weitergabe von Wissen*, hg. v. Johannes Fried und Michael Stolleis. Frankfurt a. M., New York 2009; Claus Zittel: »Wissenskulturen, Wissensgeschichte und historische Epistemologie«, in: *Rivista Internazionale di Filosofia e Psicologia* 1 (2013), S. 29–42; Marian Füssel: *Wissen. Konzepte – Praktiken – Prozesse*. Frankfurt a. M., New York 2021.

10 Vgl. das Netzwerk »Wissensgeltung« der Universität Heidelberg – <https://www.uni-heidelberg.de/de/forschung/forschungsprofil/fields-of-focus/field-of-focus-iii/wissensgeltung> (30.05.2022).

was ich plakativ als ›Interdilettantismus‹ bezeichne (1), und nach einer episodischen Darstellung der historischen Diskussion um die ethischen Fallstricke interdisziplinärer Grenzüberschreitungen (2) werde ich am Beispiel der aktuellen Literaturwissenschaft drei Typen interdisziplinärer oder auch interdilettantischer Aktivitäten skizzieren (3), die die Akteure und Institutionen jeweils mit unterschiedlich gelagerten ethischen Herausforderungen konfrontiert. In meinem Fazit (4) versuche ich dann dafür zu argumentieren, dass trotz aller Kritik und Polemik gegen ›Interdilettantismen‹ interdisziplinäre Forschung und Lehre in den Literaturwissenschaften mehr Aufmerksamkeit und Engagement verdienen.

1 Dilettantismus und ›Interdilettantismus‹

›Interdilettantismus‹ ist ein *portmanteau*-Ausdruck, der Interdisziplinarität und Dilettantismus verschmilzt und in provozierender Absicht auf ein grundsätzlicheres Problem aufmerksam machen soll, das in den *humanities* seit geraumer Zeit umgeht.¹¹ Begriffs- und ideengeschichtlich ist ›Dilettantismus‹ nicht von vornherein negativ konnotiert: Ein Dilettant, etymologisch aus dem italienischen *dilettare* gebildet, war zwar kein sachkundiger Fachmann, hatte jedoch als Laie beziehungsweise Amateur an seiner dilettantischen Tätigkeit Freude und übte diese allein um ihrer selbst willen aus. Der Begriff, seit dem 18. Jahrhundert in der deutschen Sprache belegt, bezeichnete den nicht geschulten Kunstliebhaber oder Amateurwissenschaftler, etwa einen Adligen oder einen Gentleman, der eine künstlerische oder wissenschaftliche Tätigkeit nicht zum Bestreiten seines Lebensunterhalts, sondern aus reiner Leidenschaft für die Sache ausübte – und diese Freiheit und Unabhängigkeit seines Interesses verschaffte ihm in der Geltungskultur der Neuzeit Anerkennung.

Um 1800 aber begann der Dilettantismus fragwürdig zu werden. In den von Schiller und Goethe 1799 gemeinsam verfassten Fragmenten »Über den Dilettantismus« wird ein Dilettant als ein »Liebhaber der Künste« definiert, »der nicht allein betrachten und genießen sondern auch an ihrer Ausübung Teil

11 Wir finden interdilettantische Phänomene selbstverständlich auch in den Natur-, Lebens- und Sozialwissenschaften. Letztere werde ich im Rahmen dieses Beitrags aber ausklammern beziehungsweise nur am Rande im Rahmen des historischen Kursus erwähnen, mich im Kern auf Phänomene in meinem eigenen fachlichen Umfeld konzentrieren.

nehmen will«. ¹² Der Dilettant begnügte sich also nicht mit einem rezeptiven Part, sondern wollte selbst produktiv werden, ohne dass er über den notwendigen ›Genius‹ verfügte oder eine entsprechende akademische Ausbildung absolviert hätte. Als solcher konnte er für Goethe und Schiller zwar Liebhaber und sogar Kenner sein; aus dem Kreis der Künstler aber gehörte er ausgeschlossen. ¹³

In den Wissenschaften fand in begriffshistorischer Hinsicht ein ähnlicher Prozess statt. Im Zuge der forcierten Spezialisierung gerieten die wissenschaftlichen ›Amateure‹ um 1800 unter Legitimationsdruck und wurden – Goethe selbst ist hier ein bekanntes Beispiel – aus dem wissenschaftlichen Diskurs der akademischen Disziplinen zunehmend ausgegrenzt. Dilettantismus stand nun für einen unberechtigten und anmaßenden, weil methodisch unreflektierten und undisziplinierten Anspruch auf Teilhabe an der akademischen Forschung. ¹⁴

Dieser Prozess der Entwertung und Ausgrenzung vollzog sich je nach Disziplin in unterschiedlicher Geschwindigkeit, insgesamt aber relativ langsam: So begegnete Wilhelm Traugott Krug in seinem *Allgemeinen Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften* von 1827 und erneut in der Auflage von 1832 der dilettantischen Liebhaberei in den Künsten wie in den Wissenschaften noch mit Nachsicht und sprach den Dilettanten sogar das Verdienst zu, »die Kunst und die Wissenschaft in das große oder allgemeine Menschenleben« einzuführen, sich also erfolgreich als Popularisierer und Vermittler zu betätigen. »Die Liebhaber der Kunst und der Wissenschaft« müssten sich allerdings »hüten«, konstatiert er, »daß ihr Dilettantismus nicht das Ansehn gewinne, als wollten sie die Meister in der Kunst und Wissenschaft selbst meistern. Sonst wird ihnen das

12 Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller: »Über den Dilettantismus« (1799), in: Johann Wolfgang Goethe: *Sämtliche Werke*. Bd. 18: *Ästhetische Schriften 1771–1805*. hg. v. Friedmar Apel. Frankfurt a. M. 1998, S. 739–785, hier S. 780f. Vgl. Helmut Koopmann: »Dilettantismus: Bemerkungen zu einem Phänomen der Goethezeit«, in: *Studien zur Goethezeit. Festschrift für Liselotte Blumenthal*, hg. v. Helmut Holtzhauer und Bernhard Zeller. Weimar 1968, S. 178–208.

13 Vgl. u. a. Georg Stanitzek: »Dilettant«, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 1, hg. v. Klaus Weimar u. a. Berlin, New York 1997, S. 364–366; Simone Leistner: »Dilettantismus«, in: *Ästhetische Grundbegriffe*, Bd. 2, hg. v. Karlheinz Barck u. a. Stuttgart 2001, S. 63–87; *Dilettantismus um 1800. Kultur um 1800*, hg. v. Stefan Blechschmidt und Andrea Heinz. Heidelberg 2007; *Dilettantismus als Beruf*, hg. v. Uwe Wirth und Safia Azzouni. Berlin 2010.

14 Vgl. den Schwerpunkt in *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 9.3 (1986); *Die ›exakten‹ Wissenschaften zwischen Dilettantismus und Professionalität. Studien zur Herausbildung eines modernen Wissenschaftsbetriebs im Europa des 18. Jahrhunderts*, hg. v. Robert Seidel. Heidelberg 2002.

ne sutor ultra crepidam [*vulgo: Schuster, bleib bei Deinen Leisten!*] mit Recht zugerufen.«¹⁵

Der Chemiker Justus von Liebig sah dies schon kritischer: Im 23. seiner populärwissenschaftlichen *Chemischen Briefe*, die er seit 1841 publizierte, wendet er sich explizit gegen die »Dilettanten«, die »von ihren Spaziergängen an den Grenzen der Gebiete der Naturforschung die Berechtigung herleiten, dem unwissenden und leichtgläubigen Publicum auseinanderzusetzen, wie die Welt und das Leben eigentlich entstanden« seien.¹⁶ Diesen Personen habe »kein kompetenter Physiker oder Chemiker [...] jemals beigestimmt«; dennoch neige das »Publicum« fatalerweise dazu, ihnen zu glauben. Ein dilettantischer Wissensanspruch ist für von Liebig tendenziell selbstimmunisierend, er entzieht sich den disziplinären Wahrheitsstandards und ist folglich nicht wahrheitsfähig; er ist, wie der Physiker Wolfgang Pauli später zu sagen pflegte, nicht nur »nicht richtig«, er »ist nicht einmal falsch!«¹⁷ Über die Ausgrenzung dilettierender Wissenschaftler konstituierte sich im Gegenzug das disziplinäre Kollektiv, die imaginierte oder auch gelebte Gemeinschaft spezialisierten »Experten«,¹⁸ die gegenüber der Öffentlichkeit ihre Autoritäts- und Geltungsansprüche durchzusetzen bemüht waren.

Entscheidend ist, dass die Rede vom Dilettantismus in den Wissenschaften ein *hierarchisches* Verhältnis markiert, das sich auf eine klar definierte Differenz zwischen dem Inneren und dem Äußeren der Wissenschaften beruft: Der Amateur oder Laie, der sich als Nicht-Akademiker mit den Wissenschaften auseinandersetzt, erscheint dem professionellen Wissenschaftler als Dilettant. Im *interdisziplinären* Miteinander ist das Verhältnis komplexer: Ein *Interdilettant* ist

15 Wilhelm Traugott Krug: »Dilettantismus«, in: *Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte*, Bd. 1. Leipzig 1827, S. 522–523, hier S. 523. Erneut wortgleich in der Auflage von 1832.

16 Justus von Liebig, »Dreiundzwanzigster Brief«, in: *Chemische Briefe*. Leipzig, Heidelberg 1878, S. 179–188, hier S. 182.

17 Victor F. Weisskopf: »Vorwort«, in: *Wolfgang Pauli, Wissenschaftlicher Briefwechsel mit Bohr, Einstein, Heisenberg u. a.* Bd. 1: 1919–1929, hg. v. Armin Hermann, Karl von Meyenn und Victor F. Weisskopf. New York 1979, S. V–VII, hier S. VI.

18 Vgl. Friedrich Landwehrmann: »Experte«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 2, hg. v. Joachim Ritter u. a. Basel 1972, S. 875f.; Rainer Schützeichel: »Laien, Experten, Professionen«, in: *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*, hg. v. dems. Konstanz 2007, S. 546–578; vgl. u. a. *Figurationen des Experten. Ambivalenzen der wissenschaftlichen Expertise im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert*, hg. v. Eric J. Engstrom, Volker Hess und Ulrike Thoms. Frankfurt a. M. u. a. 2005. Zum Expertentum *avant la lettre* vgl. *Wissen, maßgeschneidert. Experten und Expertenkulturen im Europa der Vormoderne*, hg. v. Björn Reich, Frank Rexroth und Matthias Roick. Berlin 2012.

in meinem Sprachgebrauch ein in *seinem eigenen* Fach als Experte ausgewiesener und als Autorität respektierter Wissenschaftler, der in einem anderen akademischen Fach, in dem ihm die Expertise ebenso fehlt wie die akademische Weihe, »dilettiert«. Mit Michel Foucault gesprochen, fällt hier die Zurückweisung in den »Raum des wilden Außen«¹⁹ einer Disziplin schwerer, kann sich der Interdilettant doch auf die Meriten und die Autorität in seinem eigenen Fach berufen und sich so zumindest temporär vor seinen eigenen oder auch den fremden Fachgenossen wie auch vor der Öffentlichkeit Gehör und Geltung verschaffen. Er maßt sich somit mit Hilfe seiner disziplinar gebundenen Autorität eine inter- oder transdisziplinäre Kompetenz an, die er nicht hat. Wenn es ihm gelingt, eine Stimmungsgemeinschaft zu begründen, die groß genug ist, um protestierende Experten-Stimmen ignorieren zu können, bleiben Sanktionen wirkungslos – ein Effekt, den eine Vielzahl von Wissenschaftlern im Zuge der Professionalisierung, Spezialisierung und Institutionalisierung moderner Wissenschaft beobachtet, empört und dazu motiviert hat, eine Demarkationslinie zwischen Wissenschaft und Dilettantismus zu ziehen.

2 Zur historischen »Grenzarbeit« wissenschaftlicher Disziplinen

In dem Anhang seiner 1893 publizierten polemischen Schrift *Über die Zukunft der Philosophie* entwirft der Psychologe Franz Brentano (1838–1917) eine launige Typologie misslingender Versuche, die sich spezialisierenden wissenschaftlichen Disziplinen zusammen zu halten und die aufbrechende Kluft zwischen der Philosophie auf der einen und den Fachwissenschaften auf der anderen Seite zu überbrücken. Den Ausgangspunkt für Brentanos Überlegungen bildet die Beobachtung, dass

die öffentliche Meinung, die augenblicklich mehr und mehr zur Anwendung naturwissenschaftlicher Methode auf geistigem Gebiete ermuntert, hier oft zu wahren wissenschaftlichen Vergehen und Verbrechen Anlaß²⁰

¹⁹ Michel Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*, übersetzt von Walter Seitter. Frankfurt a. M. 2007, S. 24f.

²⁰ Franz Brentano: *Über die Zukunft der Philosophie*. Wien 1893. Erneut unter dem gleichen Titel herausgegeben von Oskar Kraus, Leipzig 1929. Im Folgenden wird nach dieser Ausgabe

gebe. Obgleich Brentano sich selbst als »Anhänger« der naturwissenschaftlichen »Forschungsweise«²¹ identifiziert und mit seiner Schrift ausdrücklich gegen Adolf Exners Kritik an der »Invasion naturwissenschaftlicher Denkformen«²² in den Geisteswissenschaften zu Felde zieht, kritisiert er den durch die zeitgenössische Öffentlichkeit befeuerten, aber oftmals unbedachten Einsatz naturwissenschaftlicher Methoden in geisteswissenschaftlichen Gegenstandsbereichen. In seiner »Fehlertafel irriger Anwendungsweisen«²³ verzeichnet er fünf Fälle eines unberechtigten »Grenzübertritts«: Neben – *erstens* – dem Fall der »Schminke«,²⁴ bei dem naturwissenschaftliche Konzepte und Bilder nur äußerlich, das heißt zur rhetorischen Präsentation von nicht ernsthaft naturwissenschaftlich erworbenen Erkenntnissen verwendet würden, nennt Brentano – *zweitens* – den Fall des »Wechselbalges«,²⁵ bei dem unter einem geisteswissenschaftlichen oder weltanschauungsliterarischen Titel naturwissenschaftliche Exzerpte und Allgemeinplätze aufgereiht würden:

Das magere Hühnchen mit dem Gefüllsel scheint ein ganz ansehnlicher Braten geworden. Aber natürlich ist die Geisteswissenschaft damit um keine einzige Entdeckung bereichert; ja, die Untersuchungen, welche die allerwesentlichsten sind, werden nun oft völlig sistiert.²⁶

Drittens kennt Brentano den Fall des Dilettanten (in meiner Sprache: des Interdilettanten), der sich frivol und inkompetent an die Bearbeitung ihm fremder Fragestellungen mache und dabei »seinen ganzen, durch wissenschaftliche Übung wohldisziplinierten Charakter« ablege, so als ließe sich die auf »einem Feld glänzend bewährte Begabung auf ein anderes« ohne weitere Anpassungen der Methoden übertragen.²⁷ Hinzu kommt – *viertens* – der Fall fataler »logischer Unkenntnis«,²⁸ bei dem ohne Vertrautheit mit der Eigenlogik einer wissenschaftlichen Disziplin Übertragungen vorgenommen würden, und schließlich – *fünftens* – der »Fall des Übersehens der Grenze«: Hier ignoriere der trans- be-

zitiert: Franz Brentano: *Über die Zukunft der Philosophie*, hg. v. Oskar Kraus, neu eingeleitet v. Paul Weingartner. Hamburg 1968, S. 75.

21 Ebd.

22 Ebd., S. 30. Brentano zitiert aus der Rektoratsrede von Adolf Exner: *Über politische Bildung. Rede gehalten bei Übernahme der Rektorswürde an der Wiener Universität*. Leipzig 1892, S. 24.

23 Emil Utitz: »Franz Brentano«, in: *Kant-Studien* 22 (1918), S. 217–242, hier S. 220.

24 Brentano: *Über die Zukunft der Philosophie*, S. 75.

25 Ebd.

26 Ebd., S. 77.

27 Ebd., S. 76f.

28 Ebd., S. 78.

ziehungsweise interdisziplinär aktive Forscher die »Grenze zwischen lehrmäßigem Wissen und wissenschaftlichem oder künstlerischem Takt«²⁹ und könne folglich, wie wir heute sagen würden, das implizite Wissen und die stillen Voraussetzungen und Praktiken einer Disziplin bei seinen Übertragungen nicht angemessen berücksichtigen.

Die inkriminierten Formen des »Mißverhaltens«³⁰ resultieren nach Brentanos Diagnose vor allem aus der zeitgenössischen Überschätzung der Naturwissenschaften, die sich zwar aus den Erfolgen naturwissenschaftlicher Forschung im 19. Jahrhundert speise, nun aber die wissenschaftliche Geltungskultur der Jahrhundertwende, insbesondere die öffentliche Meinung so stark dominiere, dass geisteswissenschaftliche Eigeninteressen einen unverhältnismäßig schweren Stand hätten. In den Naturwissenschaften habe sich auf der Ebene der Akteure eine Hybris ausgebildet, die Brentano *ethisch* disqualifiziert: Der sich selbst überschätzende Naturwissenschaftler meine im Bereich anderer, ihm nicht genuin vertrauter Disziplinen besondere Leistungen erbringen zu können und begegne dem anderen Fach folglich nicht mit dem notwendigen Respekt und Taktgefühl. Der interdilettierende Geisteswissenschaftler wiederum lasse sich von den exakten Wissenschaften blenden und wolle an ihrer Ausstrahlung teilhaben, verrate dabei allerdings sein eigenes Fach.

Nicht nur Philosophen oder Psychologen wie Brentano polemisierten zur Zeit der Jahrhundertwende gegen den interdisziplinären Dilettantismus. Auch von philologischer Seite wurden inkompetente Grenzüberschreitungen negativ sanktioniert. Immer wieder wurde dabei die arbeitsteilige disziplinäre Spezialisierung als Ursache für den fehlgeleiteten Wunsch identifiziert, zu einer Einheit und Ganzheit des Wissens zurückzukehren. So diagnostiziert beispielsweise der Altphilologe Hermann Diels (1848–1922) bei seinen Zeitgenossen einen problematischen Kompensationswunsch: »Wer [...] die immer stärker auseinanderdriftenden Sphären« des Wissens »willkürlich« wieder vereinigen wolle, »ohne die fast übermenschliche Kraft des Universalgenies« zu besitzen, müsse »nothwendig in Spielerei verfallen«. Daraus resultiere ein Dilettantismus, der die »Culturmenscheit lediglich wieder auf den Standpunkt der Kinder und Barbaren« zurückbringe oder eher, da der »Weg ja vorwärts« gehe, zur »kindischen Greisenhaftigkeit und Decadence«.³¹ Solche Tendenzen erkennt Diels auch in der Philologie selbst, in der der »Sinn für Eigenbau und selbständiges Bearbeiten

²⁹ Ebd., S. 79.

³⁰ Ebd., S. 81.

³¹ Hermann Diels: *Sitzungsberichte der Königlichen Preussischen Akademie der Wissenschaften*, Jg. 1902, Erster Halbband. Berlin 1902, S. 25–43, hier S. 33.

der grossen und kleinen Werkstücke im Schwinden begriffen« sei und an seine Stelle immer mehr »fingerfertiges Abschreiben« trete, »das die Lücken des Forschens und Wissens mit den Flittern einer künstlerisch stilisirten Mache zu verdecken«³² suche.

Sein philologischer Kollege, der Orientalist Julius Wellhausen (1844–1918), sekundierte ihm, wenn er 1905 im Blick auf die vergleichende Religionsgeschichtsschreibung zwar zugibt, dass sich Religionsgeschichte in disziplinärer »Exklusivität [...] nicht fruchtbar betreiben« lasse. Das interdisziplinäre Analogisieren bringt nach Wellhausen aber auch ein schweres Problem mit sich:

Das theoretisch unanfechtbare Recht der Vergleichung wird [...] praktisch dadurch beeinträchtigt, daß derjenige, welcher sie vornimmt, die einzelnen Objekte der Vergleichung grösstenteils nur recht oberflächlich kennt. Er verliert leicht den Boden unter den Füßen und gerät in eine gefährliche Schwebel. Immer wird darum das genaueste historische Studium der einzelnen Religion der Anfang und die Hauptsache bleiben müssen.³³

Die »Flitter« des Epigontums, die gefährliche Schwebel des einseitig geführten und somit oberflächlich bleibenden, weil disziplinär nicht solide verankerten Vergleichens und Analogisierens: Es ließen sich weitere philologische Stimmen aus der Zeit um 1900 anschließen, die ebenfalls die Aufweichung disziplinärer Standards durch interdisziplinäre Grenzgänger anprangern und an die individuelle Verantwortung der Wissenschaftler zur Selbstbeschränkung appellieren. Für den Anglisten Levin Ludwig Schücking (1878–1964) steht im Jahr 1927 jedenfalls fest: »Wer von uns philologischen Hochschullehrern fordert, daß wir Vorträge über französische oder englische Kunstgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Religionsgeschichte oder Ähnliches halten, will uns zu Dilettanten erniedrigen.«³⁴ Die Forderungen nach interdisziplinären Ausritten scheinen in Schückings Sicht aus dem Außen der Wissenschaft zu kommen und damit die Selbstbestimmung disziplinärer Wissenschaft zu gefährden, die autonom über Themen und Wissenswertigkeit entscheiden möchte.

Umgekehrt fürchtete man die inkompetenten Übergriffe aus den Nachbardisziplinen. In dem 1936 publizierten Aufsatz »Der philosophische Gedanke und

³² Ebd., S. 34. Zum Hintergrund dieser Stelle Lutz Danneberg: »Ad-personam-Invektive und philologisches Ethos im 19. Jahrhundert: Wilamowitz-Moellendorff contra Nietzsche«, in: *Kontroversen in der Literaturtheorie / Literaturtheorie in der Kontroverse*, hg. v. Ralf Klausnitzer und Carlos Spoerhase. Bern, Frankfurt a. M. 2007, S. 93–148.

³³ Julius Wellhausen: »Israelitisch-jüdische Religion« (1905), in: *Grundrisse zum Alten Testament*, hg. v. Rudolf Smend. München 1965, S. 65–109, hier S. 66.

³⁴ Levin L. Schücking: »Die Kulturkunde und die Universität«, in: *Die neueren Sprachen* 35.1 (1927), S. 1–15, hier S. 8.

seine Geschichte« markierte Nicolai Hartmann (1882–1950) die Grenze zwischen seiner Disziplin, der Philosophie, und den Geschichtswissenschaften: Ein »Historiker, der selbst nicht Philosoph ist«, könne keine Philosophiegeschichte schreiben.

Er kann es genau so wenig, wie er Geschichte der Mathematik schreiben könnte, ohne Mathematiker zu sein. Der Unterschied ist nur, daß das im letzteren Fall eine Selbstverständlichkeit ist, die zu bezweifeln niemandem einfallen würde, während es im Falle der Philosophie, wo jeder Dilettant sich einbilden kann Philosoph zu sein, erst bei einem hohen Stande denkerischer Erfahrung einsichtig wird.³⁵

Auch Hartmann ist um eine Sanktionierung interdilettantischer Übergriffe bemüht. Er diskreditiert die Einstellung eines Historikers, der glaubt, Expertise in einem ihm fachfremden Gebiet zu besitzen, als ›Einbildung‹ und ›Dilettantismus‹, weil es eines »hohen Stand[s] denkerischer Erfahrung« bedürfe, um zu zwei wesentlichen Einsichten zu gelangen. Erstens bedarf es nach Hartmann einer Vertrautheit mit Theorie, Methode und Gegenstand, um die eigentümlichen Probleme und Leistungsansprüche eines wissenschaftlichen Forschungsfelds angemessen einschätzen zu können: Das »Organ des Verstehens« wachse »einem erst in der Arbeit an den Problemen«. ³⁶ Die zweite Einsicht bezieht sich nicht auf die Disziplin, sondern auf den Wissenschaftler: Er müsse in der Auseinandersetzung mit dem anderen Fach und seinen Vertretern Erfahrung mit sich selbst im fremddisziplinären Umfeld gesammelt haben, um sein eigenes Wissen und seine eigenen Fähigkeiten beziehungsweise deren Beschränktheit taxieren zu können. Ohne diese praktische Selbsterfahrung könne man die Kriterien, nach denen die Fachphilosophen Forschungsbeiträge evaluieren, also etwa auch Beiträge als dilettantisch zurückweisen, nicht nachvollziehen. In einem kurz zuvor erschienenen Beitrag, Hartmanns Studie *Das Problem des geistigen Seins* (1933), wird diese Einsicht dahingehend ergänzt, dass die arbeitsteilige Organisation der Wissenschaften in der Moderne zu einer Wissensparzellierung geführt habe, die die Forscher vor weitere Schwierigkeiten stelle: »In den Anfängen der Wissenschaft mag es das Beisammensein in einem Kopfe gegeben haben«. Doch

im fortgeschrittenen Stadium ist das ein Ding der Unmöglichkeit und tatsächlich niemals gegeben. Nur der Dilettant der Wissenschaft kann sich darüber täuschen, d. h. derjenige, der in Wahrheit nicht oder nur oberflächlich hineingewachsen ist. Der Autodidakt ist

³⁵ Nicolai Hartmann: »Der philosophische Gedanke und seine Geschichte«, in: *Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften*. Berlin 1936, S. 1–48, hier S. 6f.

³⁶ Ebd., S. 5.

schnell fertig, weil er um den Stand der Probleme nicht weiß. Der Kenner, und zumal der tätige Forscher, der auf seinem Gebiet die nächste Anwartschaft hätte, seine Wissenschaft zu umfassen, weiß es am besten, daß er weit davon entfernt ist. Das Beisammensein auch nur einer Wissenschaft als Ganzheit in einem Kopfe ist ein Phantasiegebilde der Ahnungslosen.³⁷

Dem Autodidakten fehle jede disziplinäre Schulung; der geschulte »Kenner« wisse zwar bereits um die Probleme, doch nur dem »tätige[n] Forscher« sei hinreichend bewusst, dass sich Wissenschaft erst in »Zusammenarbeit« realisiert und man folglich nicht nur etwas wissen muss, sondern auch wissen muss, was man nicht weiß. Hartmann erkennt dabei in der jeweiligen Disziplin begründete Unterschiede für das wissenschaftsethische Verhalten einzelner Wissenschaftler. Denn weit einfacher als die Philosophie haben es Hartmann zufolge spezialisiertere, unzugänglichere Fächer wie etwa die Mathematik. Hier habe man dilettantische Übergriffe der besagten Art weniger zu fürchten, da sich für etwaige Interdilettanten das Bewusstsein der eigenen wissenschaftlichen Beschränktheit wie selbstverständlich einstelle und die Anmaßung von Expertise schon im Ansatz verhindere.

Einen gewissen Höhepunkt erreichte die wissenschaftsethische Diskussion um die Grenze zwischen Interdisziplinarität und Interdilettantismus und die Projektion dieser Diskussion auf die disziplinäre Matrix und ihre Geschichte mit dem russischen Physiker Orest Danilowitsch Chwolson (1852–1934). Chwolson, der sich vor allem als Autor von Physiklehrbüchern einen internationalen Ruf erworben hatte, skizzierte in seiner Schrift *Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot*, die erstmals 1906, dann in zweiter Auflage 1908 erschien, die von ihm beobachtete Entwicklung der Beziehungen zwischen den Wissenschaften. Bis ungefähr Mitte des 18. Jahrhunderts seien Philosophie und Naturwissenschaft strikt separierte Unternehmungen gewesen; man habe sich wechselseitig ignoriert und so jeweils einen von der anderen Seite nicht tangierten Erkenntnisprozess in Gang gehalten. Dies habe aber im 19. Jahrhundert zu einem »tiefgehende[n] Antagonismus«³⁸ und einer starken Aversion gegenüber den Angehörigen des jeweils anderen Lagers geführt:

Wie ließen sich wohl kurz, bündig, scharf, ehrlich und schonungslos die Gefühle nennen, von welchen im Laufe langer Jahrzehnte die Naturforscher und Philosophen gegeneinander

³⁷ Nicolai Hartmann: *Das Problem des geistigen Seins. Untersuchungen zur Grundlegung der Geschichtsphilosophie und der Geisteswissenschaften*. Berlin ³1962, S. 261.

³⁸ Orest Danilowitsch Chwolson: *Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot. Eine kritische Studie*. Braunschweig 1906 (in zweiter Auflage 1908), S. 4.

der beseelt waren. Es sind harte Worte, aber sie sind wahr, und wir wollen sie hinstellen in ihrer Nacktheit und Brutalität: *Hochmut* und *Verachtung*.³⁹

Neben Hochmut und Verachtung sei in der »neue[n] Zeit«,⁴⁰ das heißt seit ungefähr 1890, nun noch ein »Gefühl der *Erbitterung*, der *Empörung*«⁴¹ getreten, und zwar als Reaktion auf eine Annäherungsbewegung, die Philosophen und Naturwissenschaftler nur *scheinbar* zueinander geführt habe. Das Bedürfnis zur Annäherung sei auf Seiten der Philosophie nicht nur durch die Wahrnehmung des wachsenden naturwissenschaftlichen Einflusses ausgelöst worden, sondern auch durch ein Bedürfnis nach neuen Themen, um sich im Konkurrenzkampf mit anderen Philosophen einen Vorteil zu verschaffen. Auf der Seite der Naturwissenschaftler seien es hingegen erkenntnistheoretische Fragen gewesen, die dazu genötigt hätten, »aus dem nur der Erfahrung und der Theorie geweihten Gebiete herauszutreten in das [...] fremde Gebiet rein philosophischer Betrachtungen«. ⁴²

Die vermeintliche Annäherung aber habe sich bald als Täuschung erwiesen. Chwolson zeigt exemplarisch an Hegel und Haeckel, mit welch inkompetenten Grenzüberschreitungen man es zu tun bekommen habe. Ein ernsthafter Verstehensprozess sei durch diese Arbeiten nicht eingeleitet worden. Im Gegenteil, sie haben, stellt Chwolson fest, »zu keiner entfernten Spur gegenseitigen Verstehens und Vertrauens« geführt und nur »wel[e]«, »faul[e] und nutzlos[e]« Früchte getragen⁴³ – Anlass für die schon erwähnte Erbitterung und Empörung gegenüber dem jeweils anderen Lager.

Obwohl Chwolson ausdrücklich als Naturforscher schreibt, will er beide Seiten gleichermaßen »anklagen« und auf diese Weise eine Remedur einleiten. Zu diesem Zweck konzentriert er sich in seiner Diagnose wiederum auf das *Wissenschaftsethos*, also die Einstellung und Haltung der Wissenschaftler, ihre Normen im Umgang mit den fremden Disziplinen. Hochmut, Verachtung, Erbitterung, Empörung – diese Kategorien sind in seinem Aufriss zugleich psychologischer und ethischer Natur. Im Rekurs auf diese formuliert Chwolson ein Gebot:

Ehe man die Feder ergreift, um über einen Gegenstand zu schreiben, welcher von der eigenen Spezialität weit entfernt liegt, muß man jenen Gegenstand mit großem Fleiß und

³⁹ Ebd., S. 4 [Hervorh. i. Orig.].

⁴⁰ Ebd., S. 5.

⁴¹ Ebd., S. 6 [Hervorh. i. Orig.]. Vgl. auch S. 13.

⁴² Ebd., S. 10.

⁴³ Ebd., S. 13.

gewissenhaft studieren. *Wieviele lange Jahre habt ihr gebraucht, um in eurer Spezialität das zu werden, was ihr seid?* [...] Unmöglich könnt ihr glauben, daß nur eure Wissenschaft schwierig sei, daß man in anderen Wissenschaften sich mit den halb vergessenen Schulkenntnissen oder allenfalls mit ein paar populären Aufsätzen begnügen kann, um nicht nur frisch und fröhlich über alle Fragen urteilen zu können, sondern auch das Recht zu erhalten, zu lehren und zwar die berühmtesten Spezialisten eines Besseren zu belehren! Ihr habt das *zwölfte Gebot* [...] vergessen: *Du sollst nie über etwas schreiben, was du nicht verstehst.*⁴⁴

Chwolson fordert mit seinem zwölften Gebot – einer Umschrift der »Schuster, bleib bei Deinen Leisten!«-Sentenz – eine Selbstbeschränkung jedes einzelnen Wissenschaftlers ein. Man habe das wissenschaftliche Ethos, das einem im eigenen Feld die Anerkennung und den Respekt der Schüler und Nicht-Spezialisten garantiere, auf fremden Feldern auch den Spezialisten dieses Feldes entgegenzubringen und sich deren Urteil nicht zu entziehen. Chwolson ist darum bemüht, Disziplinengrenzen übergreifende Verhaltensmaximen zu bestimmen, auf die sich Natur- wie Geisteswissenschaftler einigen könnten. Die disziplinären Annäherungen könnten erst dann zu positiven Resultaten führen, wenn

die Naturforscher und die Philosophen in Demut die Schwächen ihrer einseitigen Methoden und mit Achtung die dem anderen Lager zu Gebote stehenden Forschungsmethoden anerkennen werden; wenn sie lernen werden, sich gegenseitig richtig zu verstehen und niemand mehr das zwölfte Gebot vergessen wird.⁴⁵

Das religiös-ethische Vokabular (Gebot, Demut), das Chwolson nicht nur in dieser Passage zur rhetorischen Zuspitzung dient, zeigt an, wie fixiert die Diskussion um 1900 auf die einzelwissenschaftliche Verantwortung gerichtet ist. Regeln und Normen guter wissenschaftlicher Praxis sind in der Geltungskultur der Jahrhundertwende noch nicht in Form explizierter Leitlinien greifbar, sondern diese gelten höchstens implizit. Visibel werden sie im Moment der Regelverletzung, des Normbruchs und der zugehörigen negativen Sanktionierungen. Gleichwohl emergiert in diesen frühen Schriften, und zwar sowohl durch die als Fehler markierten und ausgestellten Verhaltensweisen als auch durch die dagegen gesetzten »Gebote«, ein Regel- und Normsystem angemessener disziplinärer Beschränkung, das eine Kodifizierung und Institutionalisierung vorbereiten kann. Es ist daher auch keine Überraschung, dass einige der zitierten Zurückweisungen interdilettantischen Verhaltens wie auch Chwolson's zwölftes Gebot

⁴⁴ Ebd. [Hervorh. i. Orig.].

⁴⁵ Ebd., S. 89.

recht gut in unsere gegenwärtige Konjunktur interdisziplinärer Aktivitäten zu passen scheinen.

3 Interdisziplinarität und Interdilettantismus in der aktuellen germanistischen Literaturwissenschaft

Wissenschaftliche Regelverletzungen und Normbrüche, die innerhalb einer Disziplin stattfinden, sind *prima facie* einfacher zu sanktionieren und auszugrenzen als Regelverletzungen und Normbrüche interdilettantischer Art. Allerdings stellt sich die Problemlage, wie Nicolai Hartmann gesehen hat, für die verschiedenen Disziplinen höchst unterschiedlich dar. Für die germanistische Literaturwissenschaft ist bereits die Frage strittig, ob man es überhaupt mit einer Disziplin oder nicht vielmehr nur mit einem Fach zu tun hat: Während Fächer die institutionell-organisatorischen Einheiten an einer Universität sind, die man einzeln oder in Kombination im Rahmen einer curricularen Ordnung studiert, sind Disziplinen den Fächern übergeordnete, komplexere epistemische Einheiten. Eine disziplinäre Identität prägt sich, legt man die Einsichten der aktuellen Wissenschaftsforschung zugrunde, weder allein durch den Gegenstand noch durch das Erkenntnisinteresse oder durch ein Bündel gestellter Probleme aus.⁴⁶ Die Disziplinarität eines epistemischen Feldes stellt sich vielmehr als komplexes Konglomerat von Wissensbeständen, Theorien, Methoden und Erkenntnisinteressen, aber auch von Regeln und Normen sowie explizierten wie nicht explizierten Routinen und Praktiken dar, die gemeinsam die disziplinär spezifische Wissens- und Geltungskultur bilden. In der praxeologisch ausgerichteten Wissenschaftsforschung wird daher im Anschluss an Ludwik Fleck (1896–1961) vermehrt von Denkkollektiven oder Wissenschaftskulturen statt von Disziplinen⁴⁷ gesprochen.

Folgt man dieser Nomenklatur, so zählt man an deutschen Universitäten mehr als 3 000 Fächer; unterscheidbare Disziplinen aber gibt es nach der Schät-

⁴⁶ Vgl. Michael Jungert: »Was zwischen wem und warum eigentlich? Grundsätzlich Fragen der Interdisziplinarität«, in: *Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme*, hg. v. Michael Jungert, Elsa Romfeld, Thomas Sukopp und Uwe Voigt. Darmstadt 2010, S. 1–12, hier S. 7f.

⁴⁷ Vgl. Markus Arnold: »Disziplin und Initiation«, in: *Disziplinierungen. Kulturen der Wissenschaft im Vergleich*, hg. v. dems. und Roland Fischer. Wien 2004, S. 18–52, hier S. 18.

zung von Heinz Heckhausen⁴⁸ und Sebastian Manhart⁴⁹ nur etwa 30. Statistische Physik und Festkörperphysik beispielsweise sind demnach Fächer der Disziplin Physik; Germanistik und Anglistik sind Fächer der Disziplin Philologie/Literaturwissenschaft. Das Fach Germanistik hat als Studiengang, das heißt als curriculares Korrelat des Fachs, wiederum traditionell Teil an den Disziplinen Literaturwissenschaft und Linguistik. Die Erfahrung von Studierenden der Germanistik, sich entweder der hermeneutisch-historisch arbeitenden literaturwissenschaftlichen oder aber der weitaus empirischer und aktualistischer ausgerichteten linguistischen Disziplin zuordnen zu müssen, findet hier ihren Grund: Sie studieren zwar ein Fach, aber zwei Disziplinen. Die vermeintliche Interdisziplinarität von literaturwissenschaftlichen Forschungsverbänden hingegen, die zwar unterschiedliche Philologien, aber nicht unterschiedliche Disziplinen integrieren, hat als eine *interfachliche*, nicht aber als interdisziplinäre Unternehmungen zu gelten.⁵⁰ Interdisziplinarität im eigentlichen Sinne wäre als Begriff mithin Kooperationen vorbehalten, die sich weiter aus ihrer disziplinären Komfortzone hinaus- und aufeinander zubewegen.

Wie schwierig die begrifflichen Sortierungen im konkreten Fall sein können und wie rasch man hier in den wissenschaftspolitischen und mithin auch antragsrhetorisch befeuerten Kampf um Benennungen gerät, zeigt die noch junge Computerphilologie (im Angelsächsischen bekannt als Computational Literary Studies): Handelt es sich hier um ein Fach der neuen Disziplin Digital Humanities? Oder um ein neues Fach der Disziplin Literaturwissenschaften? Und wäre eine Kooperation zwischen einem germanistischen Literaturwissenschaftler herkömmlicher Ausbildung und einem Computerphilologen eine *interfachliche* oder eine interdisziplinäre Angelegenheit? Ich komme darauf am Ende meiner Skizze von drei idealtypischen Kollaborationsformen in der Germanistik zurück.

48 Vgl. die Zusammenfassung der vorausgegangenen Diskussionen von Jungert: »Was zwischen wem und warum eigentlich?«, S. 7f.

49 Vgl. weiterführend zu einer systemtheoretischen Unterscheidung von Fach, Studiengang und Disziplin auch Sebastian Manhart: *In den Feldern des Wissens. Studiengang, Fach und disziplinäre Semantik in den Geschichts- und Staatswissenschaften (1780–1860)*. Würzburg 2011, S. 71ff.

50 Ein bekanntes Beispiel ist die viel beschriebene Utopiegruppe um Wilhelm Voßkamp, der ein Soziologe, zwei Philosophen und ein Historiker, aber dreizehn Literaturwissenschaftler angehörten. Vgl. Wilhelm Voßkamp: »Keine Interdisziplinarität ohne Disziplinarität«, in: *Interdisziplinarität und Disziplinenkonfiguration: Germanistik 1750–1920*, hg. v. Hans-Harald Müller und Marcel Lepper. Stuttgart 2018, S. 21–34, hier S. 30.

3.1 »Nice to know-Interdisziplinarität«

An fast allen deutschen Universitäten werden regelmäßig Ringvorlesungen zu Themen wie »Krieg«, »Tod«, »Universum« etc. angeboten, unter reger Beteiligung von Literaturwissenschaftlerinnen, die in diesem Rahmen etwa über Soldatendramen, Todesmetaphern oder Mondgedichte referieren. Im Verbund mit naturwissenschaftlichen, theologischen, juristischen und philosophischen Kolleginnen und Kollegen der anderen Fächer und Disziplinen widmet man sich einem Thema, das in der Erfahrungswirklichkeit eine gemeinsame Referenz hat – oder zumindest zu haben scheint.⁵¹ Vertreter unterschiedlicher Fächer und Disziplinen richten sich mit unterschiedlichen Gesichtspunkten (»Gegenstandsaspekten«) und unterschiedlichen theoretischen »Integrationsniveaus« auf das gleiche »materiale Feld«.⁵² Wie bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und dann erneut in den *studium generale*-Initiativen der Nachkriegszeit verbindet sich mit thematischen Aggregationen dieser Art die Hoffnung auf eine Einheit und Ganzheit der Wissenschaften jenseits fachlicher Spezialisierungen,⁵³ um so, in den Worten von Hermann Lübbe (*1926), den »Disziplinierungsschaden« wissenschaftlicher Ausdifferenzierung abzubauen.⁵⁴ In der Nomenklatur von Heinz Heckhausen (1926–1988) kommt es dabei allerdings in der Regel nur zu Formen einer »Chimären-Disziplinarität«,⁵⁵ auch »Nice-to-know«-Interdisziplinarität⁵⁶ gescholten: Außer einer oberflächlich verknüpften Addition von in sich interessanten, aber unvermittelten Einzelperspektiven liefert diese Form interdisziplinärer Praxis in der Regel keine gemeinsame theoretische oder methodische Integration, also auch keine Form wahrhaft interdisziplinärer For-

51 Vgl. Franz-Xaver Kaufmann: »Interdisziplinäre Wissenschaftspraxis: Erfahrungen und Kriterien«, in: *Interdisziplinarität: Praxis – Herausforderung – Ideologie*, hg. v. Jürgen Kocka. Frankfurt a. M. 1987, S. 63–81, hier S. 69.

52 Vgl. Heinz Heckhausen: »Interdisziplinäre Forschung« zwischen Intra-, Multi- und Chimären-Disziplinarität«, in: *Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie*, S. 129–145, hier S. 131.

53 Hermann Lübbe: »Helmut Schelsky und die Interdisziplinarität. Zur Philosophie gegenwärtiger Wissenschaftskultur«, in: *Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie*, S. 17–33, hier S. 29.

54 Hermann Lübbe: »Helmut Schelsky als Soziologie universitärer Forschung. Pragmatien organisierter Interdisziplinarität«, in: *ZiF. Zentrum für interdisziplinäre Forschung, Mitteilungen* 2 (2013). Bielefeld 2013, S. 1–16, hier S. 13.

55 Heckhausen: »Interdisziplinäre Forschung« zwischen Intra-, Multi- und Chimären-Disziplinarität«, S. 139.

56 Winfried Löffler: »Vom Schlechten des Guten: Gibt es echte Interdisziplinarität?«, in: *Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme*, S. 157–172, hier insbes. S. 164–166.

schungsergebnisse und folglich auch kein Risiko, in den Interdilettantismus abzugleiten – es sei denn, man beansprucht, mittels der an sich monodisziplinären Beiträge einen interdisziplinären Fortschritt geleistet zu haben. Gleichwohl haben Forschungs- und Lehrverbände dieses Typus ihre Berechtigung: Als von öffentlichen Mitteln abhängige Institution können sich Universitäten auf diesem Wege als zusammengehörige Bildungsinstitution profilieren, wissenschaftliches Denken in die Öffentlichkeit vermitteln und publikumswirksam einen wenn nicht interdisziplinären, so doch disziplinenübergreifenden Anspruch auf Geltung in der Gesellschaft demonstrieren.

3.2 »Interdisciplinary borrowing«

Da die Literatur ein Gegenstand ist, der sich in seinem Weltbezug und seiner intertextuellen Qualität nicht an disziplinäre Territorien hält, sondern – wie bei Wellhausen und Schücking angedeutet – die Grenzen des Wissens und der Kulturen, etwa auch der Kunst, Wirtschaft und Religion überschreitet, sind Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler auf besondere Weise veranlasst, Wissen aus anderen epistemischen Feldern als dem der Literaturwissenschaft zu importieren und für die Kommentierung und Interpretation ihres Gegenstands zu nutzen.⁵⁷ Wenn etwa Novalis in seinem *Allgemeinen Brouillon* (1798/99) über mathematische Variationsrechnung schreibt, Hermann Broch in seinem Roman *Die unbekannte Größe* (1933) über die Relativitätstheorie räsoniert oder Tom Stoppard in der Komödie *Arcadia* (1993) seine Figuren chaostheoretische Modelle diskutieren lässt, tut die Literaturwissenschaft gut daran, sich ein entsprechendes Fachwissen anzueignen und für die hermeneutische Auslegung nutzbar zu machen. »Literature & ... -Studies« hat Giles Gunn dieses weite und seit einiger Zeit recht populäre Feld der Literaturwissenschaften einst genannt.⁵⁸ Populär sind literaturwissenschaftliche Studien dieser Art unter anderem deswegen geworden, weil sie den Geisteswissenschaften eine Öffnung hin zu den Natur-, Technik- und Lebenswissenschaften und damit just zu den Disziplinen hin zu ermöglichen scheinen, die in der modernen Wissens-

57 Vgl. Hans-Otto Dill: »Interdisziplinäre Beziehungen zwischen Literaturwissenschaft und Natur- und Sozialwissenschaften – Defizite und Perspektiven«, in: *Wissenschaft im Kontext. Inter- und Transdisziplinarität in Theorie und Praxis*, hg. v. Gerhard Banse und Lutz-Günther Fleischer. Berlin 2011, S. 187–199.

58 Giles Gunn hier paraphrasiert nach Julie Thompson Klein: »Interdisciplining«, in: *Interdisciplining Digital Humanities. Boundary Work in an Emerging Field*, Bd. 1, H. 1. Ann Arbor 2015, S. 14–36, hier S. 24.

gesellschaft seit dem späten 19. Jahrhundert besonders hohen Kredit genießen. In der Regel dürfte es sich bei den daraus resultierenden Unterfangen allerdings nicht um eine *wechselseitige* Form interdisziplinären Austauschs, sondern – in der Sprache Julie Thompson Kleins – um eine einseitige Form des *interdisciplinary borrowing* handeln.⁵⁹ »[B]orrowing methods does not enrich the parent discipline«, warnt uns Klein vor überzogenen Erwartungen an diese Form des Transfers. So wenig wie die Verwendung mathematischer Verfahren etwa in den Psychologie Erkenntnisfortschritte der Mathematik befördert haben dürfte,⁶⁰ so wenig wird Stoppards chaostheoretisches Drama oder Ottmar Ettes Konzept fraktaler Dichtung⁶¹ die mathematische Theorie dynamischer Systeme, vulgo Chaostheorie bereichert oder gar Belege für eine übergreifende, wenngleich chaotische Einheit des Wissens geliefert haben. Sofern man sich auf das gelegentliche Zuhilferufen einer anderen Disziplin für die eigene Forschung beschränkt, können die resultierenden Grenzübertritte für die literaturwissenschaftliche Fraktion ungemein fruchtbar sein. Dabei muss sich das Ausleihen nicht auf einzelne Konzepte oder Ideen beschränken, sondern kann ebenso berechtigt auf die Ebene der Methoden ausgreifen. So begannen beispielsweise in den 1910er und 1920er Jahren einige Philologen, soziologische Modelle und Methoden für die Analyse literarischer Kommunikation zu verwenden – was sich über die ›Sozialgeschichte der Literatur‹ der 1980er Jahre bis heute konstruktiv im Fach auswirkt. Auch der kontrollierte und aus den Literaturwissenschaften heraus gesteuerte Import digitaler Methoden etwa zur Autorschafts-attribution oder zur Identifikation strukturalistischer oder auch stilistischer Textregelmäßigkeiten sind Felder, in denen die beliebene nicht-literaturwissenschaftliche Disziplin auf produktive Weise der Literaturanalyse als Hilfswissenschaft dient.⁶²

59 Thomas C. Benson: »Five Arguments Against Interdisciplinary Studies«, in: *Issues in integrative studies* 1 (1982), S. 38–48, hier aus der unpaginierten Onlineversion (https://interdisciplinarystudies.org/docs/Vol1_1982/02_Vol_1_pp_38-48_Benson.pdf [02.06.2022]) zitiert: »There is nothing special about this import/export business across disciplinary lines; and it hasn't occurred to anyone to call the process integrative or interdisciplinary.«

60 Julie Thompson Klein: *Crossing Boundaries. Knowledge, Disciplinarity, and Interdisciplinary*. Charlottesville, Va. 1996, S. 62. Vgl. dazu auch den Beitrag von Klein in dieser Forschungsdiskussion.

61 Vgl. Andrea Albrecht: »Analogieschlüsse und metaphorische Extensionen in der interdisziplinären literaturwissenschaftlichen Praxis«, in: *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*, hg. v. ders., Lutz Danneberg, Olav Krämer und Carlos Spoerhase. Berlin, New York 2015, S. 271–299. Vgl. auch den Beitrag von Franziska Bomski in dieser Forschungsdiskussion.

62 Vgl. dazu auch den Beitrag von Benjamin Krautter in dieser Forschungsdiskussion.

Formen des *interdisciplinary borrowing* wachsen sich, so meine Hypothese, bevorzugt dann zu Formen des Interdilettantismus aus, wenn die Akteurinnen und Akteure im interdilettantischen Überschwang die *wechselseitige* Produktivität und mithin die literaturwissenschaftliche Inspiration natur- oder sozialwissenschaftlicher Wissensfortschritte behaupten – sei es als unbewusste Selbstüberschätzung oder als bewusste Strategie mit einem zweiseitigen Effekt: Von den Vertreterinnen und Vertretern der beliebigen Fremddisziplin wird der disziplinenübergreifende Geltungsanspruch ignoriert, belächelt oder aber mit einer Version von Chwolsons zwölftem Gebot als Prävention zurückgewiesen. Von den Vertreterinnen und Vertretern des eigenen Fachs aber kann der interdilettierende Literaturwissenschaftler dennoch Anerkennung gezollt bekommen. Denn wie um 1900 lassen sich die Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler auch heute noch von den *hard and exact sciences* blenden, so dass es ein Leichtes ist, als leidlich informierte Leserin populärer Sachbücher den eigenen Zunftgenossinnen und -genossen die angebliche Anerkennung durch die beliebige Disziplin vorzugaukeln – und dies obgleich man auf Laienniveau operiert und »weder über die spezifisch geschärfte Wahrnehmungsfähigkeit des Fachmannes der Fremddisziplin noch über dessen Methoden« verfügt.⁶³ Diese interdilettantische *illusio* kann sich somit als symbolischer Kapitalgewinn im eigenen wissenschaftlichen Feld ausmünzen; zur interdisziplinären Reputation der Geisteswissenschaften und ihrer Akteure trägt sie letztendlich nicht bei.

3.3 Synthetische Interdisziplinarität

Eine wechselseitig bereichernde Kollaboration von zwei oder mehr unterschiedlichen Disziplinen mit möglichst wenig interdilettantischen Effekten lässt sich zum einen als asymmetrische Form des Austauschs vorstellen: Beide beteiligten Akteursgruppen profitieren voneinander in substantieller Weise durch den Im- und Export von Begriffen, Verfahren und Theorien, ohne dass diese Transfers zu einer Hebung des gemeinsamen theoretischen oder methodischen Integrationsniveaus führen würden. Es handelt sich in diesem Fall um eine Art wechselseitigen *borrowing* zwischen Disziplinen, die die jeweils andere Disziplin ergänzend als Hilfswissenschaft zu nutzen wissen und ihr daher Geltung attestiert. Eine über diese im positiven Sinne opportunistische Anerkennung der anderen Disziplin als anderer Disziplin hinausgehende Synthese wird nicht angestrebt.

⁶³ Dill: »Interdisziplinäre Beziehungen zwischen Literaturwissenschaft und Natur- und Sozialwissenschaften«, S. 189.

Zum anderen lässt sich idealiter eine Form der symmetrisch-reziproken Kollaboration vorstellen. In diesem komplexeren Fall müssten die beteiligten Disziplinen konzeptionelle, thematische oder methodische Schnittmengen finden oder herstellen und – etwa nach dem Modell der Biochemie oder der Wirtschaftsmathematik – eine temporäre oder auch dauerhafte Fusion miteinander eingehen, in deren Rahmen es zu einer integrativen Synthese von Begriffen, Verfahren und Theorien aus beiden disziplinären Feldern käme. In den Medienwissenschaften beispielsweise scheint dies für die Literaturwissenschaften auf eine gewisse Weise gelungen zu sein: Die Medienwissenschaften operieren zwar auf einem um neue Medien erweiterten materialen Feld mit entsprechend erweiterten Gegenstandsaspekten, doch sie teilen zahlreiche Begriffe, Methoden und Theorien mit den Literaturwissenschaften und bewegen sich daher auf einer gemeinsamen, meist hermeneutisch, historisch und sozial reflektierten Integrationsebene.

Auch die jüngste interdisziplinäre Kollaboration der Literaturwissenschaften mit Bereichen der Informatik scheint auf eine Fusion und damit auf ein gemeinsames interdisziplinäres Integrationsniveau zu zielen, die *Computational Literary Studies* beziehungsweise Computerphilologie als Teil des emergierenden epistemischen Felds der *Digital Humanities*. Allerdings ist zum Zeitpunkt noch offen, ob und wie dieses Ziel erreicht wird. Die *Computational Literary Scholars* versprechen, durch computergestützte, meist quantitative Methoden und Verfahren die traditionellen Methoden und Verfahren der Literaturwissenschaft grundlegend zu ergänzen und zu konsolidieren, nämlich auf eine empirisch-statistische Grundlage zu stellen. Zu diesem Zweck werden quantitative und statistische Methoden und Visualisierungstechniken aus der Computerlinguistik und Informatik importiert und dort erprobte *tools* an literaturwissenschaftliche Textkorpora angepasst. Seien es Verfahren der Netzwerkanalyse, der digitalen Kartierung, der Themenmodellierung (*topic modelling*) oder der Autorschaftsattribuierung – all diese *tools* basieren im Wesentlichen auf Worthäufigkeitsanalysen.⁶⁴ Sie dienen dazu, beispielsweise mittels Spiderweb-Diagrammen und Kopräsenztabellen die Figurenkonstellationen eines Dramas zu veranschaulichen oder mittels *word clouds*, *topic modelling*-Verfahren und einer daran angeschlossenen *sentiment analysis* die Verteilung von semantischen Feldern und ihren Gefühlswerten in einem Prosatext zu illustrieren. Im Hinter-

64 Nan Z. Da: »The Computational Case against Computational Literary Studies«, in: *Critical Inquiry* 45 (Spring 2019), S. 601–639, hier S. 607: »[...] all the things that appear in CLS – network analysis, digital mapping, linear and nonlinear regressions, topic modeling, topology, entropy – are just fancier ways of talking about word frequency changes.«

grund der bislang oftmals ausschließlich auf Einzeltextanalysen abonnierten Projekte steht in der Regel eine *distant reading*-These, also das Versprechen, dass man die aufwändig erzielten Einzeltextergebnisse bald im Rahmen von *big data* nicht nur für etwa Schillers *Räuber*, sondern für hunderte von bekannten und unbekanntem Texten einsetzen und mithin auch statistische Aussagen etwa zur Wahrscheinlichkeit des Auftretens von Räuberfiguren oder Aussagen über die durchschnittliche Metapherndichte in Dramen aus der Zeit vor und nach der Französischen Revolution erhalten könne.

Hier ist nicht der Ort für eine Diskussion von Sinn und Unsinn, Vor- und Nachteilen dieser neuen Verfahrensweisen. Mir geht es vielmehr allein um die wissenschaftstheoretische Frage nach dem Typ der anvisierten interdisziplinären Kollaboration beziehungsweise deren interdilettantischen Begleiterscheinungen. Da die Fragestellungen der *Digital Humanities* in der Regel nicht aus der Literaturwissenschaft bezogen, sondern aus den importierten Techniken und Methoden abgeleitet werden und man sich also zumeist auf *technology driven innovations* fokussiert, kann man mitunter den Eindruck gewinnen, dass sich viele der derzeit finanziell stark geförderten Projekte relativ verzweifelt auf der Suche nach einem zu ihren Lösungstechniken passenden literaturwissenschaftlichen Problem befinden: ›a solution in search of a problem‹. Im Unterschied zum *interdisciplinary borrowing*, bei dem disziplinäre Problemstellungen die Suche nach fremdisziplinären Begriffen, Methoden und Lösungen motivieren, implizieren die technologiebasierten Importe der Computerphilologie eine Umkehrung, insofern den Literaturwissenschaften neben der präsumierten Wissenswertigkeit auch eine bestimmte, nämlich rein quantitative Gegenstandskonstitution, ein auf Worthäufigkeiten reduzierter Textbegriff unterlegt wird, der mit dem komplexen, unendlich diskutierten Textbegriff der Literaturwissenschaft nurmehr wenig zu tun hat. Die disziplinären Integrationsniveaus klaffen folglich weit auseinander. Analyseverfahren wie beispielsweise die ›Stilistik‹, die eine historisch höchst aufgeladene Geschichte hinter sich haben, verflachen auf diesem Wege zur Detektion metrisierbarer Muster; die philologische Lektüre wird im Zuge eines semantischen Umbaus mit *data-mining* identifiziert⁶⁵ – und so fort. Im Rahmen der Professionalisierung der *Digital Humani-*

⁶⁵ Vgl. z. B. den Report von Ruth Reiche, Christoph Schöch u. a.: *Verfahren der Digital Humanities in den Geistes- und Kulturwissenschaften*. Darmstadt 2014 – <http://webdoc.sub.gwdg.de/pub/mon/dariah-de/dwp-2014-4.pdf> (03.06.2022): »Stylometrie und das Topic Modeling« gehören »zum Bereich des Text Mining«. »Ersteres ist das digitale Pendant zur Stilistik, d. h. die digital gestützte Erhebung von wiederkehrenden, quantifizierbaren stilistischen Phänomenen in Texten. [...] Das digitale Pendant zur thematischen Lektüre ist dagegen das Topic Modeling, das

ties ist diese Entproblematisierung oder auch ›Operationalisierung‹ literaturwissenschaftlicher Begriffe, Verfahren und Theorien plausibel und sinnvoll. Für die mit nicht-digitalen Methoden arbeitenden Literaturwissenschaften aber fallen viele der quantitativen Beobachtungen bestenfalls unter den Interdisziplinaritätstypus des *nice to know* oder des *borrowing*, so dass den Computerphilologinnen und Computerphilologen höchstens eine hilfswissenschaftliche, heuristische Funktion attestiert werden kann. Mit dem Selbstverständnis und der Fortschrittsrhetorik der *digital humanists* ist diese Funktionszuschreibung im Allgemeinen schwer vereinbar. Eine erwartbare Konsequenz zeichnet sich bereits ab: Da in der Computerphilologie zwei disziplinar weit auseinanderliegende Wissens- und Geltungskulturen aufeinandertreffen, ist es für die informatische Fraktion naheliegend, sich auf rein immanente, technisch-statistische Problemstellungen zurückzuziehen und die traditionellen literaturwissenschaftlichen Kontexte inklusive ihrer widerständigen hermeneutischen Problematisierungslust zunehmend auszublenden. Für die literaturwissenschaftliche Fraktion ist es wiederum naheliegend, die *Digital Humanities* als disziplinenfremde Oktroi zu betrachten. Unter diesen Bedingungen käme es mit der Zeit höchstens zu einer ergänzenden Interdisziplinarität⁶⁶ an den Rändern der *Digital Humanities* wie der Literaturwissenschaften.

Als interdilettantisch würde sich auch diese marginale Form der Kollaboration dann erweisen, wenn etwa der gesellschaftliche Erwartungsdruck nach technologisch basiertem Fortschritt ein ökonomisches und disziplinenpolitisch problematisches Machtgefälle zementieren und die Literaturwissenschaften in eine ihrem historisch-hermeneutischen Grundverständnis zuwiderlaufendes Format zwingen würde. Wie die Anglistin Nan Z. Da vor einiger Zeit in ihrem »Computational Case against Computational Literary Studies« argumentiert hat, hat man es zudem selbst bei den Protagonisten des digitalen Felds oftmals mit nur unzureichend ausgebildeten Statistikern zu tun. Für die Literaturwissenschaft adaptiert wird in der Regel nur eine auf Technik reduzierte Methode, ein Rezeptwissen, interdilettantisch verknüpft mit der den empirischen Wissenschaften eigenen Wahrheitsgewissheit. In den empirischen Wissenschaften ist diese Wahrheitsgewissheit fest mit einer Beschränkung des Geltungsbereichs statistischer Aussagen und mit einem die gute Praxis leitenden Regelwerk verknüpft: So sind die Empiriker in den Natur- und Sozialwissenschaften zum Führen eines Laborjournals verpflichtet, in dem auch Fehlmessungen verzeichnet

eine automatische Extraktion von Themengebieten aus einer umfangreichen Sammlung von Texten meint.«

66 Vgl. Jungert: »Was zwischen wem und warum eigentlich?«, S. 5f.

sind; Datenbestände müssen transparent und dauerhaft zugänglich vorgehalten werden, um Befunde unabhängig überprüfen zu können (dies ist zunehmend auch in den *Digital Humanities* der Fall); Experimente müssen explizit hypothesenbasiert sein, dürfen nicht rein explorativ erfolgen etc. Davon findet man in den *Digital Humanities* bislang noch wenig, sodass sich ein besonderes, weil doppelt ausgestaltetes Risiko des Interdilettantismus ergibt: Zum einen dilettieren viele Computerphilologen im Bereich der entlehnten Statistik, beeindruckt zum anderen aber die sogenannten ›traditionellen‹ Literaturwissenschaftler mit der vermeintlichen Exaktheit und empirischen Qualität ihrer Befunde. Befördert wird dies durch die Geltungs- und »Prestige-Differenz[]«, die *qua* Teilhabe am empiristisch-quantitativen Programm zwischen den beteiligten Disziplinen wohl schon seit den Zeiten Franz Brentanos besteht.⁶⁷

4 Fazit

Sollte man diese aktuellen wie die historischen Beobachtungen nun als aktuelles Plädoyer für neue disziplinäre Grenzbefestigungen und verstärkte diskurspolizeiliche Maßnahmen nehmen, das interdisziplinären Unternehmen eine grundsätzliche Absage erteilt? Gewiss nicht. Um allerdings Projekte auf den Weg zu bringen, die über monodisziplinäre Autosuggestionen von Interdisziplinarität hinausreichen, bedürfte es wohl mehr, vor allem einer gezielten Förderung von Doppelkompetenzen oder in der Terminologie von Diana Rhoten und Stephanie Pfirman *intrapersonal interdisciplinarity*. Es ist bezeichnend, dass die von mir aufgeführten historischen Kritiker von interdilettantischen Übergriffen alle Wissenschaftler sind, die entweder in der Familie oder in ihrer akademischen Laufbahn intensiven Kontakt zu einer ›anderen Wissenschaftskultur‹ hatten: Franz Brentano war ausgebildeter Philosoph, bevor er sich der Psychologie und ihren zunehmend naturwissenschaftlichen Methoden zuwandte; Hermann Diels hat sich nur aus finanziellen Gründen gegen eine naturwissen-

⁶⁷ Ralf Klausnitzer: »Fallstudien als Instrument der interdisziplinären Wissenschaftsforschung. Am Beispiel der disziplinenübergreifenden Rezeption des ›Gestalt‹-Konzepts in den 1930er/1940er Jahren«, in: *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*. Stuttgart, hg. v. Jörg Schönert. Stuttgart, Weimar 2000, S. 209–256, hier S. 221: »Die prestigehöhere Disziplin, deren ›kognitive Reife‹ an Indikatoren wie Theoriebildung, Formalisierung, innerdisziplinärem Konsens über Problemwahlen und Gültigkeit von Problemlösungen ablesbar und normativ anwendbar ist, hat im interdisziplinären Austausch eher die Chance der Beeinflussung der anderen.«

schaftliche und für eine altphilologische Ausbildung entschieden; Orest Danilowitsch Chwolson ist Sohn eines Orientalisten; und Levin Schücking stammte aus einer Juristenfamilie. Doch auch unabhängig von diesen Familienverhältnissen und akademischen Werdegängen erlaubte die Universität des 19. Jahrhunderts einen weit intensiveren Kontakt zu anderen Disziplinen als der eigenen.⁶⁸ Unsere Universität ließe solche Grenzgänge strukturell ebenfalls zu; es bedürfte dafür nicht unbedingt der Einführung institutionalisierter bi- oder interdisziplinärer Studiengänge, etwa eines Literature & Science-Studiengangs, wie er in US-amerikanischen Colleges zu finden ist; nützlicher wären meines Erachtens flexible Anreizsysteme für die Ausbildung von individuellen Doppelkompetenzen, gekoppelt an eine Unterstützung bidisziplinärer Formen der Unterrichtskollaboration.

Darüber hinaus bedürfte es eines institutionellen Umfelds für das, was Rhoten und Pfirman *interpersonal interdisciplinarity* nennen, »where at least two scholars or scientists from different disciplines could strive for collegial connections by collaborating in teams or networks that span different fields or disciplines«. Wie Harald Welzer betont hat, legt man wohl niemals sonst »mehr Rechenschaft über die eigenen Annahmen, Begriffe und Konzepte ab, als wenn man einem Kollegen aus einer anderen Disziplin zu erklären versucht, warum man diesen oder jenen Untersuchungsschritt vorschlägt. Dabei« lerne »man viel über die Reichweite«,⁶⁹ aber eben auch die Begrenztheit der eigenen Perspektiven. Wer über ein ihm fremdes Fach urteilt und beansprucht, damit mehr zu leisten als nur ein *interdisciplinary borrowing*, muss sich der Kritik durch dessen Fachvertreter stellen. So mag, pointiert formuliert, eine wichtige Funktion interdisziplinärer Forschungskollektive gerade in der Offenlegung und Korrektur interdilettantischer Arbeiten bestehen. Andernfalls werden wir den »quiet scandal of interdisciplinarity« (George Levine), nämlich die in der Regel nur monodisziplinäre Bewertung mutmaßlich interdisziplinärer Unternehmen, nicht beheben können. Arbeiten von bloß vermeintlich interdisziplinär arbeitenden Wissenschaftlern aber, die nicht im kritischen Dialog mit Stellvertretern der anderen Disziplin stehen, sollte man als das bezeichnen, was sie sind: einzeldisziplinäre Arbeiten.

68 Vgl. dazu Andrea Albrecht: »Stockphilologen einerseits« und die »bloß beobachtenden Naturforscher andererseits« – Zu Wilhelm Diltheys Vorstellung von der *universitas litterarum* und seinem Ideal disziplinärer Konzilianz«, in: *200 Jahre Berliner Universität. 200 Jahre Berliner Germanistik 1810–2010 (Teil III)*, hg. v. Brigitte Peters und Erhard Schütz. Bern 2011, S. 81–104.

69 Harald Welzer: »Nur nicht über Sinn reden! Stets wird ›Interdisziplinarität‹ gefordert. Doch in der Praxis trennen Geistes- und Naturwissenschaftler Welten. Ein Erfahrungsbericht«, in: *Die Zeit*, 27.04.2006 – https://www.zeit.de/2006/18/B-Interdisziplinaritt_xml (30.04.2022).

